



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die polnische Frage. Einen deutschen Politiker, der für die Wiederherstellung des polnischen Reiches schwärmte, giebt es wohl kaum mehr, seitdem Gottfried Kinkel gestorben ist. Die Polen selbst haben unermüdetlich den Beweis geführt, daß Art nicht von Art läßt, daß sie die Nationalfehler, denen sie ihr Unglück zu danken haben, nicht einmal erkennen, geschweige denn abzulegen bemüht sind. Verschiedne mehr oder minder treffliche Eigenschaften, die man ritterliche zu nennen pflegt, sind den Enkeln der vielgefeierten Helden erhalten; daß aber auch sie selten zum Heile des Landes angewandt werden, daß, was in Posen und Galizien besser geworden ist, von den „Unterdrückern der polnischen Freiheit“ gegen den Widerstand der herrschenden Klasse durchgesetzt werden mußte, daß die Unduldsamkeit gegen Nichtpolen und Nichtkatholiken, sobald sich ihr Gelegenheit dazu bietet, ungeschwächt zu Tage tritt, daß eine verständige Wirtschaft noch immer zu den Ausnahmen gehört, und daß demnach die Polen mit der Unabhängigkeit heute ebenso wenig anzufangen wissen würden, wie in den frühern Jahrhunderten, das hat endlich jedermann begriffen. Trotzdem sind wir keineswegs sicher vor Rückfällen in die einstige Sentimentalität. So gut der Anfun von der Versöhnung der Franzosen und Beseitigung aller Kriegsgefahr durch Rückgabe der Reichslande immer wiedergekaut werden kann, ebenso gut kann die Wiederaufrichtung Polens als eines Stoßballs zwischen Deutschland, Osterreich-Ungarn und Rußland abermals zum Schlagwort für gedankenlose Zeitungsleser werden. Bismarck hat alle diese Verhältnisse wiederholt in unübertrefflicher Weise dargelegt (u. a. im Reichstage am 18. März 1867, am 1. April 1871 und am 28. Januar 1886), allein auch von den besten, wichtigsten Reden bleiben ja in der Regel nur geflügelte Worte, meistens entstellt, im Gedächtnis haften!

Deshalb war es durchaus kein überflüssiges Unternehmen, in gemeinverständlicher Darstellung zu zeigen, wie Polen untergegangen ist, warum es untergehen mußte und weshalb es keine Zukunft als selbständiges Staatswesen hat. Dies hat ein Ungenannter gethan in der Schrift: „Die polnische Frage. Historische Beiträge zu ihrer Lösung“ (Breslau, L. Freund). Daß er sich als einen „Eingeweihten“ bezeichnet, könnte zu irrigen Voraussetzungen verleiten; und erinnern wir uns dabei mancher Stileigentümlichkeiten („ein aus Wahlen hervorzugehender Landtag,“ „in den ausgestreuten Endpunkten, in Posen, in Podolien u. s. w.“ „er war den Wünschen gewärtig“ u. dergl.), so möchten wir vermuten, des Verfassers Muttersprache sei nicht das Deutsche, und er habe mit jenem Ausdrucke nur andeuten wollen, daß er seinen Gegenstand kenne (die wiederholte Betonung der „idealen Hochherzigkeit“ Alexanders I. giebt vielleicht einen weitem Fingerzeig). Denn er enthüllt uns nicht bisher unbekanntes Dinge, sondern hat, wie es scheint, nur gedruckte Quellen benutzt, die auch andern, die sich ernstlich mit der Geschichte des Landes befassen wollen, zugänglich sein würden. Allein wie selten hält man bei der Besprechung einer Frage in der Presse oder auf der Rednerbühne ein gründliches Studium für notwendig, und nun gar im gewöhnlichen Leben! Sehr vielen Lesern wird ein großer Teil des Inhaltes der Schrift völlig neu sein.

Sie beginnt mit der Zeit nach dem Tode Johann Sobieskis, des angeblichen Befreiers von Wien, der doch zum Entsatz der Stadt nur ein Hilfskorps stellte, und zwar im eigensten Interesse seines Landes. Bekanntlich ist von polnischer Seite aus dieser Hilfsleistung fort und fort Kapital geschlagen worden, und noch bis in die neueste Zeit blieb die Undankbarkeit des von den Polen geretteten Österreichs, das nachmals in die Teilung des Landes willigte, ein beliebtes Motiv auch für deutsche Poeten; in der That leistete die polnische Reiterei durch ihre Tapferkeit gute Dienste, wäre aber ohne die Deutschen von den Türken vernichtet worden. Die Hänke gegen Johanns Sohn hatten schon bei des Erstern Lebzeiten begonnen, denn ein erbliches, machtvolles Königtum würde sich mit der polnischen Freiheit nicht vertragen haben, d. h. mit der Unabhängigkeit eines Duzend reicher Familien, von denen jede ihren Anhang von kleinem Adel hatte. Die freie Wahl des neuen Königs ging in der herkömmlichen Weise vor sich. Da der Bewerber um den Thron vor allen Dingen imstande sein mußte, große Summen zur Bezahlung des rückständigen Soldes des Heeres und zur Gewinnung von Anhängern aufzuwenden, blieben bald nur Prinz Conti und August der Starke übrig. Jeder wurde „mit Majorität“ gewählt unter Anwendung der üblichen konstitutionellen Mittel, wie Bestechung, Bedrohung, Vergewaltigung. „Schlagt jeden tot, der noch Widerspruch erhebt!“ schrie der Bischof von Kujawien in der Johanniskirche zu Warschau, als einzelne das Zeugnis des Protestanten Fleming für die guten Eigenschaften und Absichten des Kurfürsten nicht gelten lassen wollten; wenn irgendwo, hatten in dem ein Jahrhundert früher fast ganz protestantischen Polen die Jesuiten gründliche Arbeit gemacht, die bis auf den heutigen Tag unheilvoll nachwirkt. Wie dann das sächsische Geld Abfall in den Reihen der französischen Partei erzeugte, in Krakau in aller Hast eine Krönungskomödie mit Umgehung einer Reihe der wichtigsten Vorschriften aufgeführt wurde, viele Magnaten unbedenklich Geld von beiden gewählten Königen annahmen, Conti mit einer Flotte vor Danzig erschien, aber nicht in die Stadt gelassen wurde und es bald geraten fand, ungekrönt wieder abzusegeln, das alles erzählt der Verfasser umständlich und nicht ohne Humor.

Aber auch nach Contis Abzug war Friedrich August noch keineswegs als König allgemein anerkannt, geschweige denn, daß Ruhe und Sicherheit in das Land zurückgekehrt wären. Der offene Kampf dauerte namentlich in Litauen fort, zwischen den Truppen des Großkronfeldherrn Sapieha und seines sich zur Partei des Kurfürsten haltenden Unterfeldherrn Oginski wurden förmliche Schlachten geschlagen, in deren einer zweitausend Mann geblieben sein sollen. Die deutschen und die polnischen Soldaten mußten getrennt werden, weil der Nationalhaß der letztern bei jeder Begegnung ausloderte, und nächtliche Überfälle der Deutschen durch die Schlachta kamen fortwährend vor. Erst 1699, fast drei Jahre nach Johann Sobieskis Tode, konnten auf einem neuen Landtage die Wahlakten gesetzmäßig vollzogen werden, bis dahin wurde der Kurfürst nicht als König anerkannt, durfte er die höchsten Ämter nicht besetzen, herrschte allgemeiner Gerichtsstillstand, thatsächlich Anarchie. Und mit Recht fragt der Verfasser am Schlusse dieses Kapitels: „War dieses Polen ein Staat?“

Er erzählt dann die Tragödie von Thorn als ein „Stück polnischer Toleranz.“ Das Blutgericht von 1724, ein würdiges Seitenstück zu den mit einem Schein von Gesellichkeit verübten Schandthaten der spanischen Inquisition und der französischen Revolutionsstrümpfe, ist im allgemeinen wohlbekannt. Aber nützen kann es immer, ins Gedächtnis zu rufen, was den Vorwand dazu geliefert hatte. Bei

einer Prozession, die die Katholiken Thorns ungesetzlicher Weise öffentlich abhielten, kam es durch das Verlangen eines Jesuitenschülers, die zuschauende Menge solle niederknien, und die von seinen Kommilitonen gegen die protestantische Jugend verübten Thätlichkeiten zur Einmischung der Stadtwache, Verhaftung der Rädelsführer, und als diese mit Gewalt befreit werden sollten, zur Erstürmung des Jesuitenkollegiums durch den Pöbel. Deswegen wurden in dem zu Warschau geführten Prozeß, für den nicht einmal der Stadtverwaltung ein Verteidiger bewilligt worden war, nicht nur die zwölf angeblichen Anführer des Aufstandes, protestantische Handwerker, sondern auch die beiden Stadtpräsidenten (weil sie dem Auslauf nicht beizeiten gesteuert hätten), zum Tode verurteilt, ihr Vermögen eingezogen, andre mit Gefängnis und Geldstrafe belegt, die evangelischen Geistlichen ausgewiesen, die Marienkirche und das lutherische Gymnasium dem Bernhardinerorden übergeben, bestimmt, daß in Zukunft in Thorn nur eine höhere Schule, und zwar katholischen Charakters, bestehen, die Hälfte des Magistrats mit Katholiken, alle Offiziersstellen der Stadtmiliz mit katholischen Polen besetzt, die geistliche Bücherzensur eingeführt werden solle. Es ist von Interesse, daß die drei spätern Teilungsmächte sich für eine Revision des Prozesses verwandten, die Gewalthaber jedoch die Urteile ungesäumt vollstrecken ließen. An dieses Blatt aus ihrer Geschichte wollen die Polen von heute nicht erinnert sein, wenn sie über Bedrückung ihrer Kirche und Nationalität Klage führen.

Wir haben nicht nötig, die Zeit der tiefsten Erniedrigung unter den beiden Stanislaus, Leszczyński und Poniatowski, ausführlich zu behandeln. Daß die Teilung ein Akt der Notwehr war, und daß die Polen selbst das Ausland zur Einmischung in ihre Angelegenheiten ermuntert hatten, das leugnen nur noch politische Schwachköpfe. Hatte doch schon August III. unter dem Schutze russischer und österreichischer Waffen die ihm von Leszczyński streitig gemachte Krone errungen. Wohl aber verdienen die verschiedenen Schriftstellern entlehnten Schilderungen des Reichthums, der Macht und der schlechten Wirtschaft der großen Herren, des durch Nzewuskis Roman „Der Fürst Meinkliebchen“ in weitem Kreise bekannt gewordenen Fürsten Karl Radziwill, der Potocki, Czartoryski u. s. w. nachgelesen zu werden. Und ganz passend zieht der Verfasser einen Abschnitt heran aus des der Moskauer Partei so verhassten Grafen Peter Walujew Roman „Lorin.“ Ein Herrensitz von bedeutendem Umfange, mit Säulengängen und Flügelbauten versehen, von Treibhäusern und andern Bauten umgeben, wird so beschrieben: Zerbrochene Fensterscheiben in dem obern Stockwerk des einen Flügels, sämtliche Dächer ohne ihre ursprüngliche Farbe, von den Treibhäusern nur noch die Außenwände vorhanden, die Bretterzäune zur Seite geneigt und lückenhaft, während Grooms Vollblutpferde umherführen und Diener in voller Livree den Gebieter erwarten. Daran knüpft Walujew folgende Betrachtungen: „Unsre adlichen Landsitze! Auch wo sie noch nicht an fremde Zuzügler käuflich übergegangen oder Schulden halber unter den Hammer gekommen sind — giebt es da wohl noch viele, die der Sohn oder der Enkel nicht hätte verfallen lassen, oder die, wenn sie auch nicht geradezu verfallen, doch nur in dem einen Punkte in dem Zustande erhalten wären, wie sie in den Händen des Vaters oder Großvaters gewesen sind? Einen starken Anteil an diesem allgemeinen Verfall hat ja zweifelsohne das unselige Erbrecht, das die Teilung der Familiengüter unter die Erben gebietet oder zuläßt. Aber auch ohne den Einfluß der Erbteilungen sind es wohl hauptsächlich angeborene Rasseigenschaften oder Stammesgewohnheiten, die jede neugeborene Generation reizen oder anstacheln, sich neue Lebenswege und Wohnstätten zu suchen und dasjenige wenig in Ehren zu

halten, was ihr aus der Vergangenheit überkommen ist. In unserm Blute liegt die Neigung zur Veränderung und zum unruhigen Wechsel. Unser Blut liebt es durchaus nicht, sich an die heimische Scholle zu binden und das arbeitsam zu pflegen und fortzubilden, was uns von unsern Voreltern hinterlassen und vermacht ist. Der alte Nomadengeist des ewigen Wechsels, Wiederumstoßens und Zerstörens flüstert uns auch heute noch von Zeit zu Zeit die Worte des Wanderliedes ins Ohr: „Nur wo du nicht bist, da wohnt das Glück.“ Schließlich wird noch der Mangel ernster Beschäftigung überhaupt und des Interesses an den öffentlichen Angelegenheiten des Landes angeklagt. Was aber der Russe von seinen Landsleuten sagt, das paßt und paßt vollauf auch auf die polnischen Nachbarn.

Und noch andre könnten sich die Worte Caepefigues gesagt sein lassen, wo er von dem Anteil Leszczyński an dem Schicksal Polens spricht (Louis XV. et la société du XVIII. siècle I. 214): „Seit Karl XII. Stanislaus Leszczyński aus der Mitte der polnischen Nation auf den Thron gehoben hatte, schien der Bürgerkrieg nicht mehr ruhen zu wollen. Dazu mußte die herrschende unheilvolle Wahnvorstellung von dem Begriffe der bürgerlichen Freiheit den Staat auflösen. Nach dem verunglückten zweiten Versuche mit Stanislaus Leszczyński war eigentlich Polen schon verloren. Der Todesengel hatte diesen Staatskörper schon mit seinem Stabe berührt, und er lebte im Grunde nur noch durch Galvanismus. Gott bewahre ein Volk vor dem System einer ewig wogenden Ungebundenheit, vor ewigen Wahlen und Wahltagen und Parteischlachten!“

Von der tragikomischen Episode des Ansuchens der Polen, Jean Jacques Rousseau möge ihnen die Grundzüge einer Verfassung entwerfen, geht es rasch dem Ende zu. Den Beschluß der Schrift macht ein Abschnitt: „Was haben die Polen von der Zukunft zu erwarten?“ Die Frage wird durch die Geschichte der von Alexander II. angestellten Versöhnungsversuche beantwortet. Sonach erscheint der Zusatz auf dem Titelblatte, der von einer Lösung der polnischen Frage spricht, als unpassend. Es giebt keine polnische Frage mehr, die Polen müssen sich entschließen, Preußen, Oesterreicher oder Russen zu werden, und da sie zu dieser Einsicht (mit wenigen Ausnahmen) nicht kommen wollen, so bleibt den drei Staaten nichts andres übrig, als mit allen Kräften in ihren polnischen Provinzen die nicht-polnischen Elemente zu stärken und zu befestigen.

Zum Berliner Lessingdenkmal. Endlich hat Berlin seinen Lessing; nicht weit vom Goethe steht er, wie jener, umrahmt von den Eichen und Erlen des Tiergartens. Sechs Stufen erheben einen gedrungenen Sockel von quadratischem Grundriß, den an den Ranten vier nach unten stark ausladende Voluten stützen; die untern drei Stufen von grauem, das übrige von rotem Granit. Darüber nun, in glänzend weißem Marmor das Standbild des denkfreudigsten Dichters, wiederum gedrungen, starkbeinig, starkschultrig, breit und voll die Brust, der Nacken kurz; die rechte Hand in die Hüfte gestemmt, sodas der zurückgeschlagene Schoß des Gehrock den Schenkel sehen läßt in allen seinen Prachten, die linke mit einem Finger in ein geschlossenes Buch gesteckt; das Haupt mit seiner knochigen Stirn und dem festen, feinen Mund wie aus Kernholz geschnitten, der scharfe, helle Blick nach rechts gewandt, wie denn auch die Gestalt rechts ausgeschritten ist — ein ganzer Mann, ein völlig glaubhafter Lessing! Auch die Freundesbildnisse, die auf goldenen Schilden den Raum zwischen den Voluten füllen und durch ihren lichten Schimmer die Schwere des Unterbaues mildern, sind scharf und fein gehalten: hier die kindlich-adlichen Züge Ewalds von Kleist, hier der obergeseite Nikolai und

hier der in all seiner Säßlichkeit schöne Kopf von Moses Mendelssohn (den Schild der Vorderseite bedecken — gotische Runen, die Gotthold Ephraim Lessing zu bedeuten scheinen). Bis dahin alles hochehrfürlich!

Der Schiller von Reinhold Begas schlug bisher alle seine Genossen, trotz mancher Widerlichkeiten im einzelnen, durch seine überaus glückliche Silhouette: wie eine Flamme schießt des Dichters verklärte Gestalt aus dem niedrig gehaltenen Unterbau hervor. Fritz Schapers Goethe, im Aufbau fade, giebt doch eine Persönlichkeit von unbedingt sieghaftem Zauber. Und mit beiden hat Otto Lessings Lessing den Vergleich wahrlich nicht zu scheuen. Doch was wir jetzt noch zu melden haben, ist entseßlich.

Schillers vier Frauen, wie das Volk spricht, und die drei allegorischen Gruppen am Goethedenkmal sind mehr oder minder reizlos: die einen wissen von Goethe wenig, die andern von Schiller nichts, rein nichts. Zu Lessings Füßen sind zwei Burschen hingelümmelt, von denen der eine ein Straßenjunge, der andre brustkrank ist. Der Straßenjunge schwingt in maßlos übermütiger Geberde (heiliger Laokoon!) eine Geißel, das heißt eine richtige Knute, mit der Linken hat er jemandem ein Löwenfell weggerissen, man sieht wohl, wem. Der Brustkranke räfelt „ekstatisch faul“ über einer Tafel, die ein Duzend holpriger Verse aus Nathan trägt; in der Rechten hält er schlaff empor eine Schale mit Brennstoff, in der Linken einen Zweig, Ölweig vielleicht, neben ihm liegen Veier und Lorbeerkranz — nun deute das einer! Wären die Verse nicht „Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach,“ ich wette, niemand verfele auf die — Humanität! Ein denkender Freund, mit dem ich vergeblich Klarheit suchend vor dem sonst so klaren Kunstwerke stand, äußerte die Vermutung: Der Künstler hat hier die Schwächlichkeit des Humanitätsgedankens anschaulich machen wollen. Ich füge hinzu: Und dort das Knabenhafte einer als Sport getriebenen Polemik.

Noch ein Nachwort zur Berliner Lessingfeier. — Fas est et ab hoste discere. In der ultramontanen „Germania“ fanden wir kürzlich ein Wort, das uns gefiel. Anlässlich der Enthüllung des Lessingdenkmals führte sie aus, daß die Verehrung, die Lessing gezollt wird, bei einem großen Teile des deutschen Volkes auf falscher Schätzung beruhe; die Lobpreisungen gälten in neun von zehn Fällen — die ausgezeichnete Weiherede des Professor Erich Schmidt bildete diesmal den zehnten Fall — dem Dichter des Nathan, während man seine Dramaturgie und seinen Laokoon für veraltet erkläre. So ist es! Und es ist wahrlich Zeit, daß es anders werde! Die kritischen, ästhetischen und Streitschriften Lessings sind von unvergänglichem Werte und werden, wenn auch im einzelnen hier und da der Berichtigung bedürftig, niemals veralten; der Nathan hingegen ist eine Sammlung wunderschöner Stellen zu einem verkehrten Zwecke. Würden wenigstens die drei christlichen Konfessionen unter dem Sinnbilde der drei Ringe dargestellt, so könnte man sich die Tendenz gefallen lassen, aber daß wir heute noch den Koran und den Talmud dem Evangelium für gleichwertig achten sollen, das ist eine starke Zumutung. Und wenn sie noch als gleichwertig erschienen! Es giebt ohne Zweifel sehr viele brave Juden und Türken und sehr viele schlechte Christen, aber daß im ganzen neben „Unfre Lait“ und den Buschiris die Christenheit die Rolle spielte, wie der Tempel und der Patriarch neben Nathan und Saladin, ist denn doch glücklicherweise nicht wahr. Lessing hatte ja seine Freude an seinem Moses und seinen — Urger? — doch wohl eigentlich nicht, sondern mehr Spaß mit dem Hauptpastor, aber nicht alle Juden sind Mendelssohns, und nicht alle Christen sind

Gözes. Lessing mochte in den Verhältnissen seiner Zeit die Aufforderung finden, sich der bedrückten Juden anzunehmen, und im Eifer für die Gerechtigkeit die Lichter und Schatten ein wenig stärker auftragen, als eigentlich mit seiner strengen Wahrheitsliebe vereinbar war; heute bedürfen die Juden des Schutzes nicht mehr, eher wir. Lessing mochte es noch für nötig erachten, Toleranz zu predigen; wir kennen besseres: die Anerkennung der relativen Berechtigung aller Überzeugungen, und wenn mitunter noch eine Überzeugung in die Lage kommt, um ein wenig Duldung bitten zu müssen, so ist es gewöhnlich eine christliche. Wenn irgend etwas in Lessings Werken verfehlt oder bestenfalls veraltet genannt werden muß, so ist es die Tendenz des Nathan.

Der Weißzügler. Wie ein Gutsbesitzer erzählt, hat ihn sein Kutscher gefragt, weshalb eigentlich die vornehmen Leute das Fahrrad „Weißzügler“ nannten? Die Anekdote beleuchtet recht hübsch die Schrulle, ein Ding, für das es mehr als einen guten deutschen Namen giebt, nicht nur mit dem lateinisch-griechisch-englischen bicycle zu belegen, sondern dieses Wort auch noch mehr oder weniger englisch auszusprechen. Aber diese Schrulle ist entschieden „zeitgemäß.“ Heutzutage muß alles zum „Sport“ gemacht werden, d. h. zur Parrethei, süddeutsch zum Fezzentum. Stat mag ein sehr unterhaltendes Spiel sein, und wir gönnen es von Herzen allen, die nötig haben, die Zeit totzuschlagen. Unangenehm wird es schon, wenn auf der Eisenbahn unfre Nachbarn sofort ein Plaid über die Kniee breiten und ein Spiel beginnen. Lächerlich aber machen sich die guten Deutschen vor der ganzen übrigen Welt mit ihren Sitzzeitungen und Stalkongressen. Und nun vollends das Nachäffen der englischen Gebräuche und Trachten! Rudern ist gewiß eine gesunde Bewegung, der die Jugend sich stets und überall hingeeben hat, aber es genügt nicht, bei solcher Arbeit den Rock auszuziehen und die Weste aufzuknöpfen: der Ruderer muß gestreift sein wie ein Zebra und auf dem Kopf eine hellgraue Helm- mütze tragen, die sich besonders gut macht, wenn er entschieden blond ist. Tausende, die sonst jahraus jahrein auf dem Komtorbock reiten, finden plötzlich ihre Anwesen- heit auf dem „Turf“ höchst notwendig, werfen mit starten und Handikap u. s. w. um sich, begaffen die Pferde, die sie nicht beurteilen können, verwetten ihr sauer verdientes Geld und bringen allerdings den Trost mit nach Hause, daß sie sich — um die Hebung der Pferdezucht verdient gemacht haben. Andre besteigen selbst, freilich nicht ein Pferd, aber doch den „Weißzügler,“ den man nicht anzukaufen braucht, da Fabrikanten ein gutes Geschäft mit dem Verleihen machen. Auch die Herren Weißzügler halten natürlich, oder vielmehr „naturgemäß,“ Kongresse ab und erscheinen dabei ebenso naturgemäß in einer eignen Tracht, die sie leider der Gefahr aussetzt, für Lakaien angesehen zu werden. Der besondre Anzug ist wohl für manchen die Hauptsache. Selbstverständlich giebt es auch eigne „Organe“ für die Weißzügelei, und ein solches erteilt auf mehreren Spalten Auskunft, wie sich die Radfahrerin „normal“ anzuziehen habe; von Hemd und Strumpf angefangen bis zur Sockemütze (in der bekanntlich junge Mädchen un—widerstehlich aussehen) wird nichts vergessen, und alles mit einem feierlichen Ernst abgehandelt, der urkomisch sein würde, wenn die ganze Sache nicht ihre widerliche Seite hätte. Wer jemals in England den Anblick von zwei oder mehr Paaren auf solchem Fuhrwerk strampelnder Mädchenbeine genossen hat, wird der Behauptung beistimmen, daß es kaum etwas Ungraziöseres und Unweiblicheres geben kann, gleichviel ob die Beine mit schwarzen oder andersgefärbten Strümpfen bekleidet sind. Und ohne Zweifel haben die Ärzte Recht, die eine unablässige heftige Bewegung nur der Beine, während

der übrige Körper ruht, für das Gegenteil von zuträglich erklären. Endlich machen sich die Radfahrer nur zu oft sehr lästig. Ein großer Teil dieser Bruderschaft scheint aus jungen Leuten zu bestehen, die tagsüber an ein Schreibpult oder einen Ladentisch gefesselt sind; da sausen denn in Dämmerung und Dunkelheit die „Stahlräder“ lautlos auf den ungepflasterten Wegen einher, Spaziergänger gefährdend, Frauen und Kinder erschreckend. Mindestens müßte, so lange das Gehen noch nicht völlig abgekommen ist, den Radfahrern auferlegt werden, Glöckchen, die durch ununterbrochenes Läuten ihr Nahen ankündigen, und mit Anbruch der Dunkelheit Laternen anzubringen, wie jedes andre Fuhrwerk. Wir waren neulich in einer mitteldeutschen Stadt Zeuge, wie ein Arbeiter, der einem Wagen ausweichen mußte, in der Dunkelheit bei einem Haar unter ein Fahrrad geraten wäre, und noch angeschnauzt wurde, weil er das (kaum hörbare kurze) Glockenzeichen nicht beachtet habe. Der Betroffene begnügte sich mit einer derben Antwort, bei einer weniger verträglichen Bevölkerung würde der kühne Reiter wahrscheinlich unsanft von seinem erhabenen Sitze entfernt worden sein.

Wir sind keine Schwarzseher, überschätzen nicht die Gefahr, die in dem sich heute so vielfältig breitmachenden Gedekentum, das auch in der sogenannten naturalistischen Litteratur eine große Rolle spielt, unzweifelhaft steckt. Wir erinnern uns, daß in einer Zeit, wo Ahland seine Gedichte als eine zu geringe Gabe für das Vaterland, dem so herrlich große Opfer dargebracht worden, ansah, Offiziere sich schnürten und wattirten, ein Modeherr sich nicht ohne jou-jou sehen lassen konnte und Claren der gelesenste Schriftsteller war. Doch besteht ein Unterschied zwischen damals und jetzt. Damals konnte die Welt glauben, sie dürfe nach einem Vierteljahrhundert der furchtbarsten Erschütterungen, Kriege und Nöte sich in voller Sorglosigkeit einer endlosen Friedenszeit erfreuen. So gut wird es der Gegenwart nicht, und anderseits besser. Nach den großen Kämpfen und politischen Erfolgen stehen wir den schwersten innern Fragen gegenüber, ohne doch die Gewähr der Sicherheit von außen zu haben; dagegen ist jeder Kraft vergönnt, sich zu bethätigen, ist wie nie zuvor der Anteil an den edelsten Genüssen ermöglicht. Da muß es doch mit Trauer erfüllen, daß so viel Zeit und — Ernst an Wichtigkeiten verschwendet, und die Freiheit nicht allein zu politischen Gaukeleien, sondern auch zur Einrichtung eines förmlichen Kultus der Noheit mißbraucht wird.



Litteratur

Verein zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe.
Nr. 23. Berlin, Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt

Das vorliegende Heft enthält die Verhandlungen und Beschlüsse der achten Kommission des Reichstages über den Gesetzentwurf, der die Abänderung der Gewerbeordnung betrifft, und die Reichstagsbeschlüsse zu dem Gesetz über die Gewerbegerichte, sowie eine kurze Anzeige der „deutschen Levantelinie in Hamburg.“ Die Mitglieder des Vereins hegen bekanntlich ernste Bedenken gegen die beabsichtigte